

(Nachdruck verboten.)

42]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.
21.

So wurde es also gemacht! Nicht einmal eine Kündigungsfrist von einer halben Stunde! Die Abteilung wurde ganz einfach geschlossen. Es war schon mehrmals geschehen, wie die Männer ihm sagten, und es würde auch wohl immer so bleiben. Sie hatten alle Erntemaschinen, die in der Welt gebraucht wurden, gemacht, und nun mußten sie warten, bis sich einige von ihnen abgenutzt hatten! Es war keines Menschen Schuld, — es war nun einmal so; und Tausende von Männern und Frauen wurden mitten im Winter vor die Tür gesetzt, um von ihren Ersparnissen zu leben, falls sie welche gemacht hatten, oder zu sterben.

Es gab schon Zehntausende von Menschen in der Stadt, die obdachlos waren und um Arbeit bettelten, und nun kamen noch mehrere Tausend dazu!

Jurgis ging mit seinem fälligen Arbeitslohn in der Tasche nach Hause; er war vollständig zerschmettert, und das Herz wollte ihm brechen. Wiederum hatte man ihm eine Binde mehr von den Augen gerissen, wiederum eine Grube enthüllt, die unter seinen Füßen verborgen gewesen! Was nützte es, daß die Arbeitgeber freundlich und anständig waren, — wenn sie ihn nicht beschäftigen konnten, da mehr Erntemaschinen gemacht waren, als die Welt kaufen konnte. Was für ein teuflischer Hohn lag darin, daß ein Mann sich abplackte, um seine Heimat mit Erntemaschinen zu versorgen, und dann hinausgeworfen wurde, weil er seine Aufgabe zu gut erfüllt hatte!

Er brauchte zwei Tage, um über diese furchtbare Enttäuschung hinwegzukommen. Er trank nicht, weil Elzbieta sein Geld in Verwahrung genommen hatte und ihn zu gut kannte, um sich von seinen zornigen Forderungen einschüchtern zu lassen. Er blieb jedoch oben auf dem Boden und ließ seiner üblen Dame freien Lauf. Was nützte es denn auch, sich abzumühen, um Beschäftigung zu finden, wenn man doch weggejagt wurde, ehe man gelernt hatte, seine Arbeit ordentlich zu tun? Aber dann ging ihr Geld wieder auf die Reize, und der kleine Antanas weinte, weil es auf dem Boden so schrecklich kalt war und weil er Hunger hatte. Außerdem ließ Madame Haupt ihm keine Ruhe, sondern drang darauf, ihr Geld zu bekommen. So machte er sich denn wieder auf den Weg.

Zehn Tage lang irrte er hungrig und verzweifelt in den Straßen und Gassen der ungeheueren Stadt umher und suchte nach Arbeit. Er versuchte sein Heil in Läden und Bureaus, in Restaurants und Hotels, bei Wersten und auf Bahnhöfen, in Warenhäusern und Mühlen und in Fabriken, wo Produkte erzeugt wurden, die durch die ganze Welt gingen. Dann und wann bot sich vorübergehend eine Aussicht, — aber immer gab es Hunderte von Bewerbern, und er kam nie an die Reihe. Nachts verkroch er sich in Schuppen, Kellerräumen und Torwegen, — bis plötzlich gegen Ende des Winters wieder grimmige Kälte eintrat mit eisigem Sturm und fünf Grad Frost bei Sonnenuntergang, und die Kälte die ganze Nacht hindurch noch zunahm. Da kämpfte Jurgis wie ein wildes Tier, um in die Polizeistation der Garrißonstraße einzudringen, und schlief auf dem Korridor mit zwei anderen Männern auf einer Treppenstufe zusammengedrängt.

Er mußte in dieser Zeit manchen Kampf bestehen: um einen Platz dicht vor den Fabriktüren, und dann und wann kam es zu förmlichen Vandalenkämpfen. Er fand z. B. heraus, daß das Geschäft des Handgepäcktragens für Reisende eine Art Vorkaufsrecht war. Sobald er sich dazu meldete, fielen acht oder zehn Männer und Knaben über ihn her und zwangen ihn, die Flucht zu ergreifen, wenn ihm sein Leben lieb war. Da sie den Polizisten stets bestochen hatten, nützte es absolut nichts, an diesen zu appellieren.

Daß Jurgis nicht geradezu verhungerte, verdankte er lediglich den kleinen Summen, die ihm die Kinder brachten. Und auch dies war etwas sehr Ungewisses. Erstens war die

Kälte fast ärger, als die Kinder zu ertragen vermochten; und zweitens waren sie auch beständig in Gefahr, von Nebenbuhlern geprügelt und als Geplündert zu werden. Auch das Gesetz war gegen sie, — der kleine Vilimas, der elf Jahre alt war und wie ein Achtjähriger ausah, wurde von einer strengblidenden Dame mit einer Brille auf der Straße angehalten, um zu erfahren, daß er zu jung sei, um Zeitungen zu verkaufen, und daß sie einen Polizisten auf ihn aufmerksam machen werde, wenn er nicht sofort aufhöre. Außerdem wurde die kleine Kotrina eines Abends von einem fremden Mann beim Arm gepackt und überredet, ihm in einen dunklen Keller zu folgen; sie riß sich los, aber diese Erfahrung hatte sie derartig geängstigt, daß sie nur mit Mühe zu bewegen war, wieder an die Arbeit zu gehen.

Schließlich fuhr Jurgis eines Sonntags, da es doch nichts nützte, nach Arbeit zu suchen, als bli er Passagier auf der Straßenbahn nach Hause. Es stellte sich heraus, daß man ihn schon seit drei Tagen erwartete, — es war eine Aussicht auf Arbeit für ihn vorhanden.

Es war eine ganz komplizierte Geschichte. Der kleine Juozapas, der in diesen Tagen vor Hunger fast von Sinnen gewesen war, hatte sich auf die Straße begeben, um zu betteln. Juozapas hatte nur ein Bein, da er als kleines Kind von einem Lastwagen überfahren worden war; aber er hatte sich einen Besenstiel verschafft und ihn als Krücke unter den Arm geschoben. Er war mit anderen Kindern zusammengetroffen und mit ihnen zu Mike Scullys Ablagerungsplatz gegangen, der in der Nähe lag. Hierher kamen jeden Tag viele hundert Wagenladungen von Abfällen und Kehricht aus den Straßen in der Nähe des Sees, wo die reichen Leute wohnten; und in diesen Haufen wühlten die Kinder nach Nahrungsmitteln, — da gab es Brotrinden, Kartoffelschalen, Apfelreste und Bratenknochen, alles halb gefroren und ganz verdorben. Der kleine Juozapas stopfte sich erst selbst den Magen voll und brachte dann noch eine ganze Zeitung voll für Antanas nach Hause, den er gerade fütterte, als seine Mutter hinzukam. Elzbieta war entsetzt, denn sie hielt es nicht für möglich, daß diese Nahrung aus den Ablagerungsplätzen bekömmlich sein könne. Als Juozapas jedoch am nächsten Tage ganz wohl war und vor Hunger zu weinen begann, gab sie nach und erlaubte ihm, wieder hinzugehen. Und an dem Nachmittage erzählte er, als er nach Hause kam, von einer Dame, die ihn von der Straße aus angerufen habe, während er mit einem Stock in den Haufen wühlte. Eine wirklich feine Dame, sagte das Kind, eine wunderschöne Dame! Und sie hatte alles wissen wollen: ob er die Abfälle für seine Sühner hole, und weshalb er mit einem Besenstiel gehe, und woran Ona gestorben sei, und weshalb Jurgis ins Gefängnis gekommen wäre, und was Marija fehle, und überhaupt alles! Zum Schluß hatte sie gefragt, wo sie wohnten, und gesagt, daß sie ihn besuchen und ihm eine schöne Krücke mitbringen werde. Sie hatte einen Vogel auf dem Hut gehabt, erzählte Juozapas, und eine lange Belzschlange um den Hals.

Und am nächsten Morgen kam sie wirklich und kletterte die Leiter hinauf und stand auf dem Boden und starrte um sich und wurde ganz bleich, als sie die Blutspuren sah an der Stelle, wo Ona gestorben war. Sie sei eine Distriktspflegerin, hatte sie zu Elzbieta gesagt, und sie wohne in der Ashland Avenue. Elzbieta kannte das Haus, das Bureau lag über einem Materialwarengeschäft; man hatte ihr bereits geraten, sich dorthin zu wenden, aber sie hatte sich nicht entschließen können, denn sie dachte, es müsse etwas mit Religion zu tun haben, und ihr Priester sah es nicht gern, wenn sie sich mit Andersgläubigen zu schaffen machte. Es waren reiche Leute, die da hingezogen waren, um sich nach den armen Leuten zu erkundigen; aber was das den Armen helfen sollte, das war schwer zu begreifen. Das sagte Elzbieta ganz naiv, und die junge Dame lachte und wußte nicht recht, was sie darauf antworten sollte; sie stand und starrte um sich und dachte an eine zynische Bemerkung, die jemand ihr gegenüber gemacht hatte: daß sie am Rande des Höllenpfahls stehe und Schneebälle hinunterwerfe, um die Temperatur herabzumindern.

Elzbieta war froh, daß sie jemand hatte, der ihr zuhörte, und sie erzählte all ihre Bekümmernisse — was Ona zugestossen sei, und vom Verlust ihres Hauses und Marijas Un-

fall, und wie Ona gestorben sei, und daß Jurgis keine Arbeit finden könne. Beim Zuhören füllten sich die Augen der hübschen jungen Dame mit Tränen, und mitten drin fing sie plötzlich an zu schluchzen und verbarg das Gesicht an Elzbieta's Schulter, ohne sich daran zu kehren, daß die arme Frau einen schmierigen Morgenrock an hatte und daß der ganze Bodenraum von Flöhen wimmelte. Die arme Elzbieta schämte sich, daß sie eine so traurige Geschichte erzählt hatte, und die junge Dame mußte sie flehentlich und inständig bitten, bis sie sich bewegen ließ, weiter zu erzählen. Das Ende vom Liede war, daß die Dame ihnen einen Korb mit Schwären schickte und einen Brief, den Jurgis an den Herrn abgeben sollte, der Oberaufseher in einer der Anlagen der großen Stahlwerke von Süd-Chicago war. „Er wird Jurgis etwas zu tun geben,“ hatte die junge Dame gesagt, und dann unter Tränen lächelnd hinzugefügt: „Wenn er es nicht tut, wird er nie mein Mann werden!“

Die Stahlwerke lagen fünfzehn Meilen nach Süden, und es war wie gewöhnlich so eingerichtet worden, daß man zwei Fahrkarten lösen mußte, um hinzukommen. Weit und breit loderte der Horizont von den feurigen Zungen, die aus ganzen Reihen himmelhoher Schornsteine emporstiegen, — denn es war stöckdunkel, als Jurgis eintraf. Die riesenhaften Werke, die für sich eine kleine Stadt ausmachten, waren von Palisaden umgeben; und schon warteten etwa hundert Männer an dem Tor, wo die neuen Arbeiter angenommen wurden. Bald nach Tagesanbruch fingen die Pfeifen an zu ertönen, und dann erschienen mit einermal Tausende von Menschen: sie strömten aus den benachbarten Bierkneipen heraus, sie sprangen von vorüberfahrenden Bahnvagen herab, — es war, als ob sie in dem bleichen Dämmerlicht aus der Erde hervorzüchsen. Eine ganze Flut von ihnen ergoß sich ins Tor hinein, und dann trat wieder langsam Ebbe ein, bis nur noch einige verspätete Leute angelassen kamen; und nun ging nur noch der Wächter auf und ab; und die hungrigen Fremden stampften mit den Füßen und bebten vor Kälte.

Jurgis gab seinen kostbaren Brief ab. Der Torhüter war mürrisch und fragte ihn nach allen möglichen Dingen, aber er blieb dabei, daß er von nichts wisse; und da der Brief vorsichtigerweise versiegelt war, so blieb dem Torhüter nichts anderes übrig, als ihn an die Persönlichkeit zu senden, an die er gerichtet war. Ein Bote kam zurück und sagte, Jurgis solle warten, und so trat er denn ins Tor und war vielleicht nicht so mitleidig, wie er es beim Anblick der weniger Glücklichen hätte sein sollen, die ihm mit gierigen Augen nachblickten.

(Fortsetzung folgt.)

Wells neuester Roman.

Von M. Beer.

Wells ist einer der bekanntesten englischen Schriftsteller der Gegenwart. Er steht jetzt im Alter von 40 Jahren und hat bereits an die zwanzig größere Werke geschrieben: Novellen, Romane, soziologische Abhandlungen und Utopien. Er war ursprünglich Ladengehülfe, studierte aber in seiner freien Zeit Naturwissenschaften und wurde ein Schüler Huxleys. In England, wo man das Gymnasial- und Universitätsstudium mit wenig Formalitäten durchmachen kann, gelang es Wells, sich eine gründliche naturwissenschaftliche Bildung anzueignen und seine Prüfungen glänzend zu bestehen. Er war indes nicht zum Professor oder zum Techniker geboren. Seine ungemein reiche Phantasie, sein lebendiger Stil und sein harter, frühzeitiger Kampf mit der Armut führten ihn zum naturwissenschaftlichen und sozialen Roman. Da bei ihm die Phantasie alle anderen geistigen Fähigkeiten überwiegt, so ist er weniger zur kalten Zergliederung der Gesellschaft geneigt als zum Aufbau neuer und besserer Gesellschaftsformen. Die Uebel unserer Zeit werden von ihm eher empfunden als im ursächlichen Zusammenhang verstanden. Hinzu kommt noch, daß der moderne englische Roman hauptsächlich psychologisch ist. Man sieht in ihm nicht das Leben, sondern die Wirkungen des Lebens auf das Denken und Fühlen einzelner Menschen. Der englische Romanschriftsteller zergliedert moderne Seelen, aber nicht die sie umgebende Welt.

Der neueste Roman von Wells: „In the Days of the Comet“ (In den Tagen des Kometen) besteht aus tiefen sozialkritischen Empfindungen und aus Schilderungen von Seelenzuständen gegenwärtiger und künftiger Menschen, die an zahlreichen Stellen in Sprachformen von berückender, ursprünglicher Schönheit gegossen sind. Es ist die Seelengeschichte eines durch Erfahrung und Studium geläuterten Mannes, der die letzte Krisis der kapitalistischen Gesellschaft und die Umwandlung in die kommunistische

Gesellschaft mit erlebt hat. Von den äußeren Vorgängen der wirtschaftlichen und politischen Revolution hören wir nur einen schwachen Widerhall: Trusts, Streiks, sozialistische Agitation, deutsch-englische Seeschlacht werden nur wie Episoden behandelt. Desto mehr hören wir von der Verworfenheit, Unwahrhaftigkeit und Hast des kapitalistischen Denkens; Reid und Haß, die das gegenwärtige Gefühlslieben peitschen und zu Tode verwunden; dagegen von der kristallklaren Durchsichtigkeit, Sicherheit und Ruhe des künftigen Denkens; vom Wohlwollen und Frieden, von der Freudigkeit und sonnigen Wärme des Empfindens am Morgen der großen Umwandlung. Die ganze Natur nimmt an diesem Wechsel teil und entfaltet ihre ganze Pracht vor dem wunderbaren Bilde des neuen Menschen. Die geistige Neugeburt der Menschheit vollzieht sich plötzlich während des Erscheinens eines Kometen, der eine eigenartige Helligkeit und Atmosphäre verbreitet. Die Begriffe und Gefühle des Privateigentums verschwinden. Die Besitzenden sehen den Unsinn des ganzen egoistischen Ringens ein. Die englischen Admirale lassen inmitten der Seeschlacht das Feuer der Panzergeschütze einstellen und die deutschen Soldaten reichen den auf englischer Seite kämpfenden Franzosen die Hand menschlicher Freundschaft.

Eilen wir indes den Ereignissen nicht voraus. Wir sehen einen rüstigen Greis, William Leadford, der die Erinnerungen seines merkwürdigen Lebens niederschreibt. Obwohl ihm der schriftliche Gedankenausdruck von Jugend an leicht ist, fällt ihm die Niederschrift seines Buches etwas schwer, da er dabei mit zwei verschiedenen Welten von Begriffen zu tun hat. In seiner Jugendzeit, zu Ende des 19. Jahrhunderts, dachte und fühlte man so ganz anders. Und nur mit Mühe kann er seinen Seelenzustand von damals rekonstruieren. Und nur dank dem Umstand, daß seine jugendliche Liebe mit wichtigen Ereignissen bei der Umwandlung zusammenhing, kann er jetzt seiner Aufgabe einigermaßen gerecht werden. Er war Angestellter bei einer Privatbank und bezog ein Hochengehalt von 20 M. Seine Mutter war Witwe, arm und demütig. Er war schon als Junge rebellisch, zweifelstüchtig, besuchte naturwissenschaftliche Abendkurse, verlor seinen Gottesglauben und wurde Sozialist. Die Welt bestand damals aus einer Minderheit von Gesicherten und aus einer großen Mehrheit von Ungesicherten, die jenen mit Leib und Seele untertan waren. Willie Leadfords Sozialismus bestand in einem heftigen Haß gegen die Gesicherten. Er las viel: Marx, Engels, Darwin, Carlyle, Heine, Nietzsche, aber es wäre ihm schwer gefallen, klar zu argumentieren. Denn nur wenige Menschen konnten damals klar denken. Veraltete, ungenügende Formeln, hochtönende Schlagworte, verlegene Verusungen auf große Namen, gärende Leidenschaften und verlegene Ausflüchte verwirrten und vergifteten den gegenseitigen Gedankenaustausch. Nicht einmal unter Liebenden kam es zu einer aufrichtigen Aussprache. Mit 17 Jahren verliebte er sich in seine Jugendfreundin Nellie, die Tochter eines herrschaftlichen Gärtners. Er hatte keine richtige Auffassung von seinen Empfindungen: „Wir waren tatsächlich ohne Vorbereitung auf das Erwachen der Empfindungen der heranreifenden Jugend. Gegenüber der Jugend verhärtete die Welt in einer Verschwörung stimulierenden Schweigens. Man wurde in den neuen Gefühlskreis nicht eingeführt. Man las über diese Dinge in Büchern, man erhielt zufällig einen Einblick in sie, man staunte und vergaß, und so wuchs man der kommenden Erschütterung entgegen. Dann kamen eigenartige Empfindungen, neue alarmierende Begierden, Herzensstürme; ein unerklärliches Gefühl des Sichhingebens begann die rein egoistischen Gelüste der Jugend in fremdartiger Weise durchzudringen. Wir waren wie irregeführt: Reisende, die ihr Lager in einem trodenen Strombette einer tropischen Gegend aufschlugen. Bald sahen wir uns in Niefief und halstief in der Flut.“ Williams Liebe war unglücklich. Nellie, ein gesundes, hübsches Mädel, folgte den Lockungen Berralls, des Sohnes der Herrschaft, bei der ihr Vater als Gärtner angestellt war. Der junge Berrall studierte in Oxford, war gut entwidelt und reich. Er flüchtete mit Nellie nach einem Seebadeorte. Die Eltern des Mädchens waren über das Geschehene ganz frostlos, aber was tun? Zu seiner Frau wird sie der junge Herr wohl nicht machen; und gegen die Herrschaft aufmucken, hieße den Gärtnerposten verlieren. Willie ist bei diesen Bementationen der Eltern anwesend; seine Erbitterung wird noch heftiger und er beschließt, das flüchtige Liebespaar aufzusuchen und niederzuschießen.

Unmittelbar vor dem ihm zugestoßenen Unglück in der Liebe hatte Willie seinen Chef um eine Aufbesserung des Gehalts gebeten. Das Ansuchen wurde abgeschlagen. Die Industrien waren durch Streiks und Lockouts lahmgelegt, es kam zu Straßenaufmärschen, Zusammenstößen, woran Willie als Rächer der Ungesicherten teilnahm. Und um diese ganze soziale Konfusion noch zu verschlimmern, stand England am Vorabend eines Krieges mit Deutschland. Unter diesen Umständen war an eine Gehaltsaufbesserung nicht zu denken. Willie kündigte und wurde brotlos.

In dieser verzweifeltsten Stimmung zog er aus zur Wache. Er verließ eine Gegend, wo Klasse gegen Klasse im Kampfe stand und wanderte mit einem geladenen Revolver in der Tasche. Je mehr er sich der Küste Ostenglands näherte, desto vernehmbarer hörte er den Kriegsdonner der Flotten Englands und Deutschlands. „Ein großer Antagonismus war seit einigen Jahren im Werden begriffen und wuchs langsam und ruhig und nahm mit den Jahren klare Formen an; zuweilen verschwand er von der

Oberfläche, um dann um so nachdrücklicher hervorzutreten: „es war der Antagonismus zwischen Deutschland und England. Wenn ich an das wachsende Zahlenverhältnis derjenigen meiner Leser denke, die schon ganz der neuen Ordnung angehören, so fühle ich eine große Schwierigkeit, die unverständlichen Konfusionen niederzuschreiben, die von ihren Eltern wie etwas Selbstverständliches hingenommen wurden. Da waren wir 41 Millionen Briten in einem Zustande unbeschreiblicher zielloser ökonomischer und moralischer Verwirrung, und wir hatten weder den Mut noch die Energie oder die Intelligenz, sie zu verbessern; und unsere Angelegenheiten waren hoffnungslos verknüpft mit den verschiedenartigen Konfusionen von noch 350 Millionen Personen, die zerstreut über die Erdoberfläche lebten; und dort waren gegen uns 60 Millionen Deutsche, die sich in nicht besseren Zuständen befanden; und die lärmenden kleinen Geschöpfe, die die Zeitungen leiteten, Bücher schrieben, Vorträge hielten und in jener Zeit des Weltwahnsinns das nationale Gewissen repräsentierten, waren in beiden Ländern geschäftig an der Arbeit, um die aufgehäuften materiellen, geistigen und moralischen Energien der beiden Völker in ein kriegerisches, alles vernichtendes Unternehmen zu lenken. Und ich muß hinzufügen — obwohl sie es kaum glauben werden — daß es damals keinen lebendigen Menschen gab, der imstande gewesen wäre zu erklären, was für Gutes, was für einen ausgleichenden Vorteil ein Krieg zwischen England und Deutschland hätte bringen können, wenn England das Deutsche Reich vernichtete oder wenn England in diesem Zusammenstoße zu Grunde ginge. Das ganze war in der Tat eine enorme wahnsinnige Einbildung, eine jeder Vernunft spottende fixe Idee; es war im Mikrokosmos der Nation etwas merkwürdig ähnliches dem verworrenen Gefühl der Eifersucht und des egoistischen Zornes, das den Mikrokosmos meines individuellen Wesens beherrschte. Es zeigte das Uebergewicht des gemeinen Gefühlslebens über das intellektuelle Leben an, — das Erbe, das wir von unseren tierischen Ahnen erhielten.“

Nach langem Suchen fand der junge William Leadford das Liebespaar in einem Secortie Ostenglands. Der Krieg war bereits ausgebrochen. Und der Komet, den die Astronomen schon seit Monaten erspäht hatten, näherte sich rasch der Erde. Leadford traf das Liebespaar am Strande, und begann in wahnsinniger Weise auf die Davoneilenden loszufeuern. Er rannte nach, aber er stieß auf etwas und fiel. Der Komet war der Erde schon so nahe, daß seine eigenartige grüne Atmosphäre die Menschen schwadenartig umfaßte. „Der Rauch quirlte um meine Knie. Im Gehirn stürmte es, und vergeblich war mein Widerstand gegen den herniedererschwebenden grünen Vorhang, der fiel, fiel, fiel, Falte um Falte. Alles wurde dunkler und dunkler. Ich machte noch eine letzte gewalttätige Anstrengung und stürzte platt zu Boden. Und siehe! Der grüne Vorhang war schwarz, und die Erde und alle Dinge verschwanden.“

Es war die Stunde des Ueberganges vom alten zum neuen geistigen Leben. Es war die Neugeburt der Menschheit. William Leadford erwachte aus einem erfrischenden Schlafe. „Ich fuhr nicht plötzlich aus dem Schlafe auf, sondern öffnete meine Augen und lag sehr bequem und blickte auf eine Reihe scharlachroter Mohntöpfe, die gegen einen flammenden Himmel glühten. Es war der Himmel eines prachtvollen Sonnenaufganges, und ein Archipel goldgerandeter Burpurinseln schwamm in einer See von Goldgrün.“ Auf über zehn Seiten schildert Wells das Erwachen der neugeborenen Natur. Mit jeder höheren Stufe des Erwachens verliert die Sprache an träumerischer, farbenschildernder Poesie und gewinnt an Kraft und Präzision, die dem neuen Menschen alles Staunen und Wundern aus den Augen wischt und sie auf eine reine, durchsichtige Welt blicken läßt. Auf seinem ersten Rundgang trifft er Melmount, den Oberkommandierenden der britischen Flotte, der am Fuße leicht verwundet war und ihn ersuchte, eine Botschaft an die Flotte zu überbringen. Auch dieser kriegerische Seeherz ist umgewandelt und bekennet jetzt, daß seine frühere patriotische Propaganda „verdammter, nichtsnutziger Unsinn“ war. Sie unterhielten sich mit „der Offenheit, die dem menschlichen Verkehr geziemt.“ Leadford erzählte ihm seine Lebensgeschichte, und Melmount schilderte ihm das Intrigenspiel, das dem englisch-deutschen Zusammenstoß vorhergegangen war. Beide gingen den Strand entlang und sahen die Leichen der erschossenen Seeleute. Melmount wurde von einem tiefen Schmerz über das Geschehene ergriffen und beschloß, dem Kriege für immer ein Ende zu machen. Das Erwachen wird allgemein und wir haben wieder an die zwanzig Seiten Seelenschilderungen über die Umwandlung, die bei verschiedenen Menschentypen vorgeht. Melmount beruft die Minister zu einem Kabinettsrat und alle kommen friedfertig. Da war Lord Balfour (Balfour), Carlton (Asquith), Earl of Richover (Lord Rosebery), Gurler (Goschen) und noch andere, minder bekannte Persönlichkeiten, die vom Verfasser mit bitterer Ironie gezeichnet werden. Aber nachdem einmal der Begriff des Privateigentums hinweggesetzt war, gelangen sie auch zu einer klaren Auffassung der Dinge. Alle kamen überein, „daß sich nunmehr alles leicht in Ordnung bringen lasse.“ Auch der Krieg mit Deutschland verschwand aus dem Geiste der Menschen und war eine erschöpfte Episode. Der ganze Plan der Neuordnung der Welt wurde in allen Einzelheiten entworfen. Alles wurde neu gemacht.

Und in dieser neuen Ordnung traf William Leadford seine Kellie wieder. Sie war schöner und reiner geworden. Berrall war

mit ihr; auch er war von der alten sinnlosen Begierde befreit, und seine schöne Gestalt offenbarte einen Geistesadel, den sie früher nicht hatte. Kellie sprach freimütig und erklärte ihrem alten Liebhaber, die Flucht mit Berrall sei ein Irrtum gewesen. Sie erzählte in einfachen Worten, sie hätte Leadford immer geliebt, aber Berrall gefiel ihr besser, da er weise war und vornehmer aussah. Jetzt fiel es ihr wie Schuppen von den Augen und sie sah, daß ihr Herz immer Leadford gehörte. Berrall hörte dieses Geständnis ruhig an und meinte, sie sei frei nach ihrem Gutdünken zu handeln. Die Flucht mit Kellie sei eine unedle Tat gewesen. Nach einer langen Diskussion, in der viele lehrreiche Bemerkungen über Frauenliebe, über das Wesen des Mannes und über die werdende neue Welt gemacht werden, beschloß William Leadford, die Gesellschaft Kellies zu meiden. Er verband sich mit Anna Reeves: „Wir gingen zum Räte unserer Gruppe — sie wurde Kommune genannt — und Anna wurde mir in Ehe gegeben. In einem Jahre gebar sie mir einen Sohn. Wir sahen uns oft und wir unterhielten uns zusammen. Sie wurde meine Freundin und ist immer meine Freundin geblieben... Nach einiger Zeit erwachte meine alte Liebe zu Kellie... Und Anna war nicht eifersüchtig.“

Das Buch schließt mit einem Epilog, in dem die geistige Umwandlung der Menschen so weit geheißen war, daß der heutige Begriff der Ehe vollständig entschunden war. —

Kleines feuilleton.

Der singende Teekessel der Japaner. Wer daran gezweifelt haben sollte, daß die Japaner neben ihren hervorragenden kriegerischen Eigenschaften auch eine gemütvolle und poetische Veranlagung besitzen, wird sich von seinem Vorurteil vielleicht durch die merkwürdige Tatsache belehren lassen, daß im Reiche des Mikado Teekessel verfertigt werden, die eigens zum Singen eingerichtet sind. Jeder richtige Teekessel hat eigentlich die Verpflichtung, in gewisser Art zu singen, und man hat jedenfalls bald nach der Einführung des Teegenusses nach Europa herausgefunden, daß in diesem Geräusch etwas außerordentlich Anheimelndes und Behagliches liegt. Dieser Empfindung müssen die Japaner am wohl in noch höherem Grade zugänglich sein, denn sonst hätten sie nicht bei der industriellen Herstellung von Teekesseln darauf besondere Rücksicht genommen. Im nördlichen Teil der japanischen Hauptinsel Nippon liegt als Hauptort einer Provinz die Stadt Morioka, die seit langer Zeit eine gewisse Berühmtheit durch die Fabrikation der in jedem japanischen Haushalt unentbehrlichen eisernen Kessel besitzt. Die Kunstfertigkeit und der praktische Sinn der Japaner hat einen erstaunlichen Formenreichtum in diesen Kesseln geschaffen, und man kann in einem einzigen Geschäft mehrere Duzend verschiedene Muster sehen, die häufigsten Formen sind jedoch zylindrisch, kegelförmig und birnenförmig. Einige dieser Kessel, die zum Kochen von Teewasser auf Holzohlenfeuer benutzt werden, haben nun die Eigenschaft, mit einem zitternden oder trillernden Ton zu singen, wenn das Sieden beginnt, und dieser Ton stellt sich als eine Vereinigung verschiedener Töne dar, deren Tonhöhe sich nach der Form und der Größe des Kessels richtet. Wie der japanische Gelehrte Nagaotha der „Nature“ mitteilt, werden verschiedene Vorrichtungen zur Erzeugung dieser Teekesselmusik angewandt. Im großen und ganzen ist das Verfahren folgendes. Im Innern des Kessels ist der Boden fast eben, aber es sind daran vier Stücke Eisenblech von 1 1/2 Zentimeter im Quadrat und etwa einem halben Millimeter Dicke durch japanischen Lack angeleimt, der sogar die Temperatur von kochendem Wasser auszuhalten vermag. Zwischen dem Boden des Kessels und diesen kleinen Blechplatten befindet sich ein Abstand von nahezu einem halben Zentimeter Dicke. Die Platten sind fast in einer Ebene und stehen so dicht zusammen, daß zwischen ihnen nur dünne Schlitze freibleiben. Wenn der Kessel mit Wasser gefüllt ist, so bleibt zwischen diesen Platten etwas Luft zurück. Je stärker aber der Boden erhitzt wird, desto mehr Dampf entwickelt sich, der durch die Schlitze zwischen den Platten am Boden entweicht. Indem das Wasser nun allmählich unter und zwischen die Platten eindringt und die dort zurückgebliebene Luft vertreibt, wird es gleichzeitig unmittelbar in Dampf verwandelt. Dieser Vorgang erfolgt zunächst ruckweise, wird aber bald stetig. Er bildet die eigentliche Ursache für die klangvollen Töne, die mit dem Geräusch gewisser Insekten vergleichbar sind. Die Form des Kessels scheint auf die Tonhöhe einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Soll der Kessel laut singen, so muß das Feuer derart bemessen werden, daß die Austreibung der Dampfblasen von dem Boden des Kessels in guter Uebereinstimmung mit den Schwingungen der Kesselwände steht. Eine zu schnelle und zu starke Erhitzung beeinträchtigt den Erfolg. Die Kesselschmiede von Morioka scheinen großen Wert auf diese Eigenschaft ihrer Waren zu legen, und manche Fabrikanten haben ihre eigene Spezialität darin. Derartige Kessel sind schon viele Jahrhunderte in Japan in Gebrauch.

Theater.

Thalia-Theater: „Eine lustige Doppelhehe“. Schwank von Kurt Kraab. Gesangsterte von Alfred Schönsfeld. Musik von Paul Lincke. Der Rentier Ludwig Reimers und der Dylol-Romandichter Müller haben beide in zweiter Ehe ihre Frauen aus erster Ehe gewechselt, ohne es zu wissen. Sie sehnen sich aber noch immer nach ihren vorigen Frauen. Zufällig nimmt der „Dichter“ im Reimerschen Hause Wohnung. Die junge

Gattin Nummer zwei des viel älteren Mentiers ist Frauenrechtlerin, hängt die Wirtschaft an den Nagel und reißt zu einem Kongreß, wo sie einen bestellten Vortrag halten will. Für ihren Gatten hat sie auf vierzehn Tage eine Wirtschaftlerin beschafft. Die trifft alsbald ein. Es ist Meimers erste Gattin, die von ihm vor längerer Zeit geschieden wurde und deren Aufenthaltsort dem Mentier unbekannt geblieben war. Sein Rechtsanwalt soll sie ausfindig machen. Weit drunten in Ungarn hat ein reicher Poprikaonkel das Töchterlein Ludwig Meimers aus erster Ehe zur Univerfalektin eingesetzt. Weide: die verfloßene Frau Mentiere und Tochter sind nun da. Un erwartet trifft nun aber auch der reiche Onkel aus der Pusta mit seinem Neffen ein, den er Ludwig Meimers Tochter zum künftigen Gatten auserkoren hat. Währenddessen ist Meimers Gattin rascher als beabsichtigt war, vom Frauenkongreß zur Jekheit, und auch der Lyoldichter begegnet hier nicht bloß seiner jetzigen, sondern gleichzeitig auch seiner ersten Frau. Dieser Mattenkönig von Zufällen muß ja über kurz oder lang zu einer furchtbaren Explosion führen. Kurt Kraak hat hierfür reichlich gesorgt. An komischen Verwickelungen und Situationen ist wahrlich kein Mangel. Sie haben den Vorzug, weder neu, noch besonders geistreich zu sein; aber sie wirbeln so toll durcheinander, daß man aus dem Lachen nicht herauskommt — obwohl alles glatter Schöpsinn ist. Am Schluß stehen die üblichen drei glücklichen Liebespaare auf dem Plan. Nur die beiden Gullaschleute gehen leer aus. Dafür gibts Zigeunermusik, Gardastänze usw. Die Beiangsterte hat Alfred Schöpsfeld auf dem Gewissen, und Paul Linde gab die Musik her. Sie stroht nicht gerade von Originalität, ist aber einschmeichelnd melodios, prickelnd und flott. Die Weiermänner Berlins können sich freuen: es gibt ein paar neue Walzen. Und die Direktoren des Thalia-theaters dürfen sich ebenfalls zu ihrem Kassenzugstid gratulieren. Die Herren Ried (Dichter Müller), Thielcher (Mentier Meimers), Emil Sondermann (Férenz Portant) und die Damen Helene Mallot (Manka Meimers), Elise W a n n o v i u s (Charlotte Müller) und Lisa Weise (Gertrud) werden schon für den Dauererfolg nach Kräften zu sorgen wissen.

Literarisches.

Das Elend der Kritik. Im „Literarischen Echo“ wendet sich Ferdinand Gregori gegen das ungerechte Lob, das neuen Büchern mit übervollen Händen gespendet wird und unterzieht die Methoden, wie neue Dichter förmlich gezüchtet werden, berechtigter Kritik. Er spricht von „Dichterfabriken“ und weist auf die lächerliche Ueberhöhung der Ausstattung hin. „Unsere Verleger leben jetzt zum Teil von den Zeichnern und den Papierfabrikanten, nicht von den Dichtern (es sei denn, daß diese auch noch die Kosten der Drucklegung tragen).“

„Es ist natürlich viel leichter, mit Zuhilfenahme gutgelannter Namen und Eigenheiten um das Werk eines noch Unbekannten herumzuschreiben, als diesen Unbekannten für sich zu erfassen und mit ein paar Worten bekannt zu machen. Wer sich aber nach der Lektüre eines jeden Buches ernsthaft fragt, ob der neue Mann überhaupt was zu sagen hat oder ob er nur reimt und erzählt, weil tausend andere das tun; wer sich weiter fragt, ob einige seiner Metaphern die Kraft persönlichen Schauens ausströmen, ob er nach eigener Form ringt, und schließlich, ob er die Muttersprache mit Liebe und Ehrfurcht behandelt, der wird Stoff genug haben für ein paar Sätze, die dem Dichter nützen und das Publikum nicht irre führen. Es liegt nicht in der Oekonomie der Schöpfung, daß jeden Monat ein großer Dichter geboren werde (und die Geschichte weist uns ja deutlich darauf hin); wer aber naiv die Bücherbesprechungen der meisten Zeitungen durchgeht, muß glauben, daß jede Woche drei Genies erstehen.“

Die Versicherung auf Gegenseitigkeit, die geschäftlichen Beziehungen der Kritiker mit den Verlegern und noch manches andere hätten in diesem Zusammenhange gleichfalls als Ursachen angeführt werden können. Vor allem aber wäre zu untersuchen, warum es so wenig ernsthafte Kritiker gibt und in dem Getriebe der Literatur von heute geben kann.

Kulturgeschichtliches.

Ueber die Entstehung der Saiteninstrumente. Auf der britischen Naturforscherberfammlung, die in New York tagte, sprach Prof. Ridgeway über den Ursprung von Gitarre und Geige. Es stehe fest, daß sie, wie alle Saiteninstrumente, aus dem Bogen hervorgegangen seien, aber die Form sei noch nicht erklärt und der Resonanzboden sei eine spätere Zutat zu der einfachen Harfe oder Gitarre, den ursprünglichen Saiteninstrumenten. Nach der griechischen Sage habe Hermes den erzürnten Apollo dadurch besänftigt, daß er ihm eine Chelys geschenkt habe, ein Instrument, das er selbst aus einer Schildkrötenplatte gemacht habe, über das er dann Saiten spannte. Daß die Instrumente nicht nur in der Sage existierten, wissen wir aus Pausanias, der berichtet, daß man in Arkadien Schildkrötenpanzer zur Herstellung der Lyras benutzte, und noch heute kommen ähnliche Gitarren in den Mitteländern vor. In Afrika benutzte man als Resonanz Kirbisse bei der Herstellung der Saiteninstrumente. In nördlicheren Ländern, wo es keine Schildkrötenchalen gab, griff man zum Holze als Ersatz, und so entstanden Violinen, Gitarren und Mandolinen. Namentlich letztere gehen noch auf die Form des Schildkrötenpanzers zurück.

Humoristisches.

Enten:

Wir journalisieren und redigieren,
Wir geben den Wolkentududsheimer Anzeiger heraus,
Wir Enten.
Wir erzählen den Lesern, daß Preußen
Immer noch munter in der Welt voran,
Wir Enten.
Wir berichten, daß Witte wieder eine Milliarde
Gepumpt bekommt auf westlichen Börsen,
Wir Enten,
Und daß der ewige Friede
Geschützt ist durch ewige Rüstung,
Wir Enten;
Dazu braucht man wirklich als Journalist
Kein Examen gemacht zu haben.

(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Das 56. Jugendkonzert in Berlin findet Sonnabend, den 1. Dezember, nachmittags 4 Uhr, in der Singakademie statt. In diesem Konzert soll zum erstenmal der Versuch gemacht werden, den jungen Zuhörern einige Werke der Kammermusik näher zu bringen. Die Garderobe ist für alle Besucher frei. Einlaßkarten werden durch die Schulleiter und durch den Leiter der Jugendkonzerte, Max Battke, Charlottenburg, Hardenbergstraße 38, ausgegeben.

— Der Goethe-Verein veranstaltet seinen zweiten öffentlichen Kunstnachmittag zu volkstümlichen Preisen am Sonntag, den 2. Dezember, nachmittags 4 Uhr, im Saale der Seceffion, Kurfürstendamm 208/9. Der Nachmittag ist Rembrandt gewidmet. Dr. Richard Hamann hält den Vortrag über Rembrandt, dessen Hauptwerke durch Lichtbilder vorgeführt werden. Eintrittskarten zu 50 und 30 Pf. (Dauerkarte 6 M.) sind bei Berthelm, Leipzigerstraße, Blothow, Kantstr. 21, Reinitze, Liebenburgerstr. 11, in der Buchhandlung des Westens, Tauenzienstr. 12a, sowie in den mit Plakaten belegten Handlungen und Sonntags an der Kasse von 2 Uhr ab erhältlich.

— Bruno Paul wird nun doch trotz der Opposition der reaktionären Presse, die es unerhört fand, daß der „Simplicissimus“-Zeichner in Berlin eine beamtete Stellung einnehme, zum Direktor der Berliner Kunstgewerbeschule berufen werden. Paul hat sowohl als Karikaturist wie als kunstgewerblicher Zeichner und Organisator seine Bedeutung längst erwiesen. In München soll noch zuletzt versucht worden sein, das starke Talent in einer staatlichen Stellung München zu erhalten. Jedenfalls wird der erst 34jährige Künstler frische Anregungen genug in die Berliner Kunstgewerbeschule mitbringen. Als Mitglied der Münchener Vereinigten Werkstätten für Kunst und Handwerk hat Paul Treffliches geleistet und in seinen Entwürfen für Möbel und Innendekoration Sachlichkeit und Stilgefühl bewiesen. Hossentlich läßt er sich seine weitere Mitarbeit am „Simplicissimus“ nicht als königlich preussischer Direktor verbieten.

— Von J. J. Davids Schriften wird durch einen engeren Freundeskreis eine Gesamtausgabe vorbereitet.

— Suzanne Després, die beste Vertreterin moderner Schauspiellkunst in Frankreich, erzielte in Köln als Nora einen starken Eindruck.

— Der „Eindringling“, ein antikerikales Drama von Blasco Ibanez, wurde in Madrid mit starkem Erfolge aufgeführt.

Der amerikanische Danktag. Alljährlich um die Zeit, wenn wir in Preußen unseren Duztag haben, feiern die Amerikaner ihren Danktag, der diesmal am den 29. November fällt. Der Präsident erläßt regelmäßig eine Botschaft an das Volk, in welcher der Tag festgesetzt wird, der Tag des Dankes dafür, daß es der liebe Herrgott mit den Amerikanern wieder mal recht gut gemeint habe. Die Arbeit ruht im allgemeinen, alle Geschäfte sind geschlossen; die Gläubigen laufen in die Kirchen, Spiel und Sport und Festmähler sind überall an der Tagesordnung. Man preist die Prosperität im ganzen Lande mit Tausenden von schönen Reden und richtet allerorten — Armenspeisungen her. Am Danktag findet sich am leichtesten eine Gelegenheit für arme Teufel, an einer wohlbesetzten Tafel sich einmal satt zu essen. Manchmal ist sogar Nachfrage nach „würdigen“ armen Leuten für die Teilnahme an Festmählern, die von Kirchengemeinschaften und frommen Vereinigungen veranstaltet werden. Im Notfalle holt man auch „Unwürdige“ von der Straße herein, damit die christlich Liebe damit prunken kann. Die Heilsarmee bettelt schon wochenlang vorher an allen Strakenenden und prahlt dann mit den Tausenden, die sie am Danktag gespeist habe. Der allgemeine Festbraten ist „Roast Turkey“; auf keiner Tafel darf der gebratene Truthahn fehlen, dazu kommen Pasteten und Pudding und andere Herrlichkeiten. Alle großen Zeitungen veranstalten Festaussagen und erzählen ihren Lesern mit Stolz, daß es nirgends in der Welt sich so gut leben lasse wie in den Vereinigten Staaten.